

**„wind of change“**

**Pastoralpsychologische Herausforderungen  
angesichts des Wandels in Kirche und Gesellschaft**

Pastoralpsychologisches Institut Hamburg, 12.11.2010

Jürgen Ziemer, Leipzig

Dietrich Stollberg hat vor knapp zwei Jahren eine Diskussion über die „Pastoralpsychologie“ unter uns angestoßen. Kern seiner Kritik war, dass von der ursprünglichen Bewegung der 60er Jahre nicht mehr viel geblieben sei. In der Tat, pastoralpsychologisches Wahrnehmen und Handeln hat sich seit seinen Anfängen gewandelt. Eine „Bewegung“ ist es sicher nicht mehr, das kann man bedauern, aber vermutlich nicht ändern. Wichtig ist, und darum ging es Stollberg ja wohl: Hat es auch seine Bewegtheit dabei eingebüßt? Das wäre der Anfang ihres Endes. Die Frage steht im Raum. Das 30 jährige Pastoralpsychologische Institut will sich in den „wind of change“ stellen, der durch die Landschaft weht, die kirchliche wie die gesellschaftliche. Wie viel da in Bewegung gerät wird sich zeigen. Ich kann nicht mehr tun, als ein paar Punkte zu nennen, die aus meiner Sicht von Bedeutung sind.

Wo, wie und wozu ist Pastoralpsychologisches Handeln heute herausgefordert?

1. Inmitten der Kirche

Pastoralpsychologische Handeln vollzieht sich heute inmitten der verfassten Kirche. Es war zu Anfang viel stärker ein kirchenkritisches Gegenüber. In der Kritik standen die hierarchischen Herrschaftsstrukturen, die weltfremde Verkündigungspraxis, die pastorale Seelsorge, die Praxisferne der Ausbildung, die dogmatische Verkrustung des theologischen Denkens usw. Die pastoralpsychologische Bewegung hat vieles in Bewegung gebracht. Sie ist darüber in gewisser Weise auch ein Opfer ihres Erfolgs geworden. Der Gegenstand der Kritik ist näher gerückt. Viele die pastoralpsychologisch zu arbeiten gelernt haben, sind in den kirchlichen Dienst gegangen und haben an verschiedenen Orten eine Menge von dem umgesetzt, was sie gelernt haben. Einige Arbeitszweige haben heute ein ganz anderes Profil – ich denke an die Seelsorge in den Krankenhäusern, vielleicht einer der sichtbarsten Wirkungen der Pastoralpsychologie.

Inmitten der Kirche: Ich nenne noch einen ganz anderen Aspekt. Die evangelische Kirche ist in den letzten dreißig Jahren eine andere geworden. War sie damals in der alten Bundesrepublik eine stabile und einflussreiche Institution, der man eine kritische Opposition

entgegenstellen konnte, ja vielleicht sogar musste, so hat sie heute an Macht und Geltung stark eingebüsst. Die deutsche Wiedervereinigung hat dazu beigetragen: nicht nur weil nun einige relativ schwache und oft mehr diasporal geprägte Kirchen dazu gekommen sind, sondern weil die allgemeine ostdeutsche Kirchen- und Religionsferne nun auch im Westen Distanzierungstendenzen vieler Bürger im Westen aktiviert und verstärkt, die es latent auch schon früher gab. Die Kirchen insgesamt sind heute in unserem Land schwächer, das mindert die Lust zum Widerstand. Sie brauchen nicht nur das kritische Gegenüber, sondern auch das solidarische Miteinander ihrer Protagonisten. Vielleicht auch deshalb findet sich Pastoralpsychologie heute viel stärker inmitten von Kirche vor.

Pastoralpsychologisches Handeln „inmitten der Kirche“ – ich will da gar nichts bewerten. Aber die beraterische bzw. supervisorische Balance von Distanz und Nähe, von kritischem Gegenüber und solidarischer Assistenz, von Konfrontation und Vertrauensbildung – das brauchen unsere Kirchen. Konkret sehe ich drei Herausforderungen:

- Einmal geht es darum, dass es in den Kirchen eine *wahrnehmbare Stimme* der Pastoralpsychologie geben sollte, die sich auf der Ebene der Institution – also auch kirchenpolitisch – artikuliert, konkret, wagemutig und jenseits vorhandener Schulunterschiede. Pastoralpsychologisches Denken und Handeln ist nicht nur im Hintergrund wichtig.
- Zweitens – und das sage ich eher auf dem Hintergrund eigener Erfahrungen in einer ostdeutschen Kirche: Die Begleitung von Mitarbeitern der Kirche angesichts der vielen zu bewältigenden strukturellen Veränderungen. Die damit verbundenen Verunsicherungen sind in vielen Fällen tief greifend und beunruhigend. Es geht um Aufbau von Vertrauen, um Introspektion und Konfliktfähigkeit. Bei uns im Osten sehe ich einen doppelten Mangel: es fehlt an Supervisionskapazität, aber es fehlt ebenso sehr an Supervisionsbegehren – vor allem bei denen, die sie am dringendsten brauchten. Manchmal ist es zum Verzweifeln: man ahnt die Katastrophe und es wird keine Hilfe in Anspruch genommen. Vielleicht brauchen wir an manchen Stellen nicht nur niedrigschwellige Seelsorge- und Beratungsangebote, sondern vermehrt ebensolche auch für Supervision.
- Drittens: In den *Gemeinden* sollte die Seelsorgearbeit gestärkt werden. Das war doch einmal das Ziel der pastoralpsychologischen Bewegung. Pastoralpsychologie wird „inmitten der Kirche“ nur wirksam, wenn sie auch die Ebene von Gemeinde erreicht. Es geht weniger um Installation von „Beratung“ auf Gemeindeebene als um eine

seelsorgliche Dimensionalität, um Öffnung von Räumen für Seelsorge. Die gegenwärtig knapper werdenden Zeitpotentiale machen das schwieriger, aber auch eine immer stärkere Konzentration auf Gottesdienst, auf Predigt und Liturgie sorgt für dimensionale Einengungen. Wie können wir „Seelsorge“ in der Gemeinde fördern?

## 2. Gegen den gesellschaftlichen Trend

Pastoralpsychologie ist keine politische Bewegung, keine Bürgerinitiative. Aber sie reagiert auf gesellschaftliche Erscheinungen und sollte es auch tun. Es ist schwer, bündig auf den Punkt zu bringen, was in unserer Gesellschaft läuft. Meine Formel dafür wäre: die „allgemeine Verunsicherung“ (österreichische Pop-Rock-Band). Das fängt mit der materiellen Verunsicherung an und hört bei der Vielzahl der Wahlzweige auf, vor die das Individuum sich gestellt sieht: Welche Marke, welche Behandlung, welche Moral, welchen Gott soll ich mir auswählen! Aber bleiben wir bei dem materiellen Aspekt der Verunsicherung. Wachstum ist keine Naturgegebenheit. Es gilt nicht mehr: Die Rente ist sicher, deine Ersparnisse sind sicher, dein Arbeitsplatz ist sicher, die Versorgung in Krankheit und Alter ist sicher. All diese Gewissheiten, von denen man in der alten BRD und – auf bescheidenerem Niveau – auch in der DDR ausgehen konnte, gelten für viele Menschen nicht mehr. Dazu verlieren die Stabilität garantierenden Institutionen – Kirchen, Gewerkschaften, Parteien – an Kraft und Einfluss. Zygmunt Bauman spricht von der „Verflüssigung“ alles „Haltgebenden“ und einer „Demontage aller sozialen Verbindungsglieder“ (Flüchtige Moderne, 2003) Familien und Nachbarschaften funktionieren nicht mehr wie früher, der Einzelne muss sich kümmern, muss mobil und „flexibel“ (Richard Sennett) werden. Das bringt starke Belastungen mit sich. Aus der empirischen Sozialforschung wird darüber hinaus von zunehmend „ungleichen Verteilungen und ungleichen Chancen“ gesprochen, von „Abstiegen und Prekariat“ (Faulbaum/ Wolf, Gesellschaftliche Entwicklungen im Spiegel empirischer Sozialforschung, Wiesbaden 2010, 29). Viele Menschen bleiben einfach hängen, werden überflüssig und werden abhängig von sozialen Versorgungssystemen, die sie auf der untersten Stufe halten. Hermann Steinkamp hat in der erwähnten Diskussion einen Gegenakzent zur „Psycho-Schlagseite“ der Pastoralpsychologie gefordert. „Empathie“ müsse als „compassion“ „weiter gedacht“ werden: Mitgefühl mit den „Armen“, Widerstand gegen Desolidarisierungstendenzen. Steinkamp spricht von „Wahrnehmung aus der Perspektive von Mit-Betroffenheit“, also von einer Haltung, die sich unterscheidet von „unbeteiligtem Mitleid von oben herab“ und die die Würde des Anderen achtet (95f).

Inwiefern die Pastoralpsychologie hier spezifisch herausgefordert ist, will ich mit zwei mir notwendig erscheinenden Engagements andeuten:

- Es geht einmal um einen höheren Einsatz für *Feldkompetenz* für Seelsorge und Supervision, auch im Blick auf Gemeindearbeit. Die Arbeit an der Person ist grundlegend, aber nicht ausreichend für die Arbeit mit den Opfern der Leistungsgesellschaft. Ich muss genauer wissen, wie Institutionen funktionieren, wie soziale Abstiege zustande kommen und was sie mit Menschen macht, welche Mechanismen ausgrenzend wirken, in welcher Weise fachgerechte Unterstützung zu erlangen ist. Da ist sicher viel mehr im Gange, als ich ahne. Aber es kann nicht alles durch Fachberatungsdienste abgedeckt werden, hier müssen auch Gemeindemitarbeiter kompetenter werden. Oft herrscht hier Ratlosigkeit angesichts einer großen Unübersichtlichkeit der sozialen, kulturellen und religiösen Verhältnisse.
- Eng damit zusammen hängt die Notwendigkeit des Erwerbs *ethischer Kompetenz* in der pastoralpsychologischen Aus- und Weiterbildung. Die Verunsicherung geschieht ja gerade auch auf dem Felde ethischer Entscheidungszwänge. Es geht nicht nur um „Sterbehilfe“, es gibt eine Fülle von ethischen Themen: Familienplanung, Geldanlage, Berufswahl, Kindererziehung, Fürsorgeengagements, Politikoptionen usw. Menschen müssen gestärkt werden zur eigenen Entscheidungsfähigkeit, aber sie müssen auch beraten werden im Blick auf die konkreten Wahlmöglichkeiten. Wertorientierung und Subjektorientierung dürfen nicht auseinander fallen. Gerade deshalb ist Pastoralpsychologie hier gefordert.

Ein Punkt muss in dem Zusammenhang des Themas „gegen den Trend“ noch genannt werden. Pastoralpsychologie bedient nicht die schnellen Heils- und Heilungserwartungen, die in der gegenwärtigen Gesellschaft so sehr an der Tagesordnung sind. Sie ist nicht Teil eines Psychobooms und verwaltet keine Wundermethoden. Wer sich in pastoralpsychologische Ausbildungsgänge begibt, entschließt sich zu einem qualifizierten Ritardando bei seinen persönlichen Lernerfahrungen und Veränderungswegen. Die Konjunktur lösungsorientierter Verfahren macht mich jedenfalls etwas skeptisch.

### 3. An offenen Grenzen

Die religiöse Landschaft in Deutschland hat sich in den Jahrzehnten seit der Gründung dieses Instituts merklich verändert. Einige Regionen schotten sich stärker ab, markieren die Grenzen (evangelikale und fundamentalistische Gruppierungen, prononciert antikirchliche

Vereinigungen), im Großen und Ganzen sind die Grenzen diffuser, Zugehörigkeiten unbestimmter. Die Profile religiöser Einstellungen und Verhaltensweisen sind unschärfer, oft sehr subjektiv gefärbt. Auch eindeutig nichtreligiöse und nichtkirchliche Haltungen geben sich selten kämpferisch. Aggressive Gegnerschaft ist seltener als verletzende Gleichgültigkeit. Religion in ihrer institutionellen Gestalt ist vielen einfach unwichtig geworden. Im Osten gibt es inzwischen ganze Generationen, die praktisch mit Religion nicht in Berührung gekommen sind. Die Fragen, auf die Religion zielt, sind damit nicht erledigt. Man spürt das wohl am deutlichsten in der Krankenhauseelsorge. Da erklärt einem eine Patientin, dass sie mit der Kirche nichts zu tun habe. Wenn man es dann versteht, anstatt auf diese Feststellung auf die Person einzugehen, kann es zu einem fruchtbaren Kontakt kommen. Die pastoralpsychologische Herangehensweise hat das Subjekt im Blick und dabei kommt man, wenn es gut geht über Unverbindlichkeiten Alltags hinaus. Wenn es gelingt, mit dem Einzelnen über sein Ergehen und Erleiden ins Gespräch zu kommen, dann weitet sich der Horizont, dann kommt die Grenze in den Blick.

In einer soziologischen Untersuchung einer Leipziger Forschungsgruppe um Monika Wohlrab-Sahr zur „forcierten Säkularität“ kommt Christina zu Wort, die 1989 etwa 16 Jahre alt war, zum Zeitpunkt des Interviews in den Zwanzigern. Sie kommt aus einer sehr bewusst sozialistischen DDR-Familie. Der Vater hat inzwischen eine Art religiöser Suche begonnen (vor allem in östlichen Religionen), auf ziemlich naive Weise. Christina findet dennoch bei ihm etwas, dass der Elterngeneration sonst völlig abgeht. Fragen nach dem „Warum“ des Lebens oder „Warum engagiere ich mich nicht in der neuen Gesellschaft“ stellen die sich gar nicht erst, wörtlich:

„also sag doch mal. Mit solchen Fragen beschäftigen die sich gar nicht, ja? Oder meine Mutter, das ist automatisch: ‚Man muss Geld verdienen. Kinder kriegen und ordentlich leben, und das macht auch Spaß‘ und so, aber es ist, es ist so karg, ja, diese Art von Leben und so hohl auch, ja, so unwesentlich ist es, genau unwesentlich, und nur bei meinem Vater finde ich eigentlich diese Art von wesentlicherem, ja, also so wesentlicherem Leben.“ (289) Das Wort „wesentlich“ überrascht und lässt aufmerken. Man assoziiert das geflügelte Wort der deutschen Mystik: „Mensch, werde wesentlich!“ Das ist mystische und eben auch, von einer anderen Seite her, pastoralpsychologische Sprache. Etwas ansprechen, das das Subjekt meint und zugleich über es hin ausweist. Und wenn jemand von dem spricht, was für ihn „wesentlich“ ist, dann bedarf es eines Zuhörers, der dafür die nötige Sensibilität aufbringt, ich sag mal abgekürzt, der über religiöse Kompetenz verfügt. Es liegt ja nicht an den Vokabeln.

Es gibt dazu das Beispiel aus dem frühen Mönchtum von dem frommen Einsiedler, der der großen Abbas Poimen sprechen möchte. Als es ihm endlich gelang begann, er seine frommen biblischen Gedanken dazulegen. Poimen wendet sich ab und erklärt, dass er nichts davon verstehe. Große Enttäuschung. Erst als auf die Intervention eines Anderen hin der Einsiedler von seinen Versuchungen, seinen Begierden spricht, die ihm so schwer zu schaffen machen, erst da gelingt ein fruchtbarer Kontakt. Poimen hatte ihn auf sehr konfrontierende Weise herausgefordert von dem zu sprechen, was für ihn „wesentlich“ ist. Das war nicht angenehm, aber es führte einen großen Schritt weiter.

Das ist die besondere Chance von Seelsorge in pastoralpsychologischer Ausrichtung, in der Selbstexploration des Subjekts das Religiöse wahrzunehmen und auszusprechen, ohne die Situation in irgendeinem Fremdinteresse (und sei es einem kirchlichen) auszunutzen:

Kommunikation auf der Grenze.

Was ergibt sich so für pastoralpsychologische Arbeit?

- Es scheint mir wichtig, sich gegenwärtig zu halten, dass pastoralpsychologische Kompetenz in Seelsorge und Supervision *religiöse Kompetenz* einschließt, also die Fähigkeit in den Selbstaussagen des Subjekts deren „Grenzwertigkeit“ zu entdecken: den Blick auf, das was wesentlich ist; die Beunruhigung durch Fremdes; die Suche nach Sinnerfüllung, nach „Bedeutung“; die Verzweiflung an der eigenen Endlichkeit; die Sehnsucht nach Heil; das Ringen um die Akzeptanz des Nichtakzeptablen usw. Religiöse Kompetenz ist die Fähigkeit, sich genau auf der Grenze bewegen zu können. Dazu gehört –nota bene! – viel Sensibilität – um nicht etwas in die Aussagen eines Menschen hineinzureden, das da nicht drin ist. Werner Biskupski erzählt, wie sich einmal jemand in einem Gespräch mit einem Seelsorger zur Wehr setzte: „Ich lasse mir doch von ihnen in mein verpfushtes Leben keinen Sinn reinquatschen“ (PrTh 2005, 280)
- Gerade wo es um die Herausforderungen an der „offenen Grenze“ geht könnte sich pastoralpsychologisches Handeln immer wieder neu der *Weggenossenschaft der Künste*, vorab der Literatur vergewissern. Sie ist so schlicht und einprägsam von Ulla Hahn markiert: „Diese Sehnsucht, dich beim Namen zu nennen/ Diese Angst, dich beim Namen zu nennen.“ (Süßapfel rot, 65) Auf die Unterstützung durch die Künstler können wir kaum verzichten, gerade heute nicht. Anne Steinmeier hat ein Buch dazu geschrieben einen „grenzgängigen Diskurs“, das wohl in diesen Wochen erscheinen soll: „Kunst der Seelsorge“. Da wird programmatisch, was ich hier nur andeuten kann.

Nur anmerkungsweise, da ich nun mal hier schon so nah an Dänemark bin, ein Hinweis aus Janne Tellers Buch „Nichts“. Ein Buch, das sich in mehrfacher Hinsicht auf der Grenze bewegt: Es geht um „Bedeutung“, letztlich darum, ob etwas ist, das bleibt und also um die Frage, ob „Nichts“ wirklich das letzte Wort ist. Ob man das Buch toll findet oder nicht, es löst erst einmal Diskussionen aus. In Dänemark ist es, dem Vernehmen nach, zur Schullektüre avanciert. Es führt ins Nachdenken über etwas, das im wahrsten Sinne des Wortes „wesentlich“ ist.

#### 4. In authentischer Sprache

Wirklich große Veränderungen beginnen mit der Sprache. Konfuzius wird das Logion zugeschrieben, wonach er gefragt wurde, was er als erstes tun würde, wenn er zu regieren hätte: „ich würde den Sprachgebrauch verbessern.“ Für mich ist das, was wir heute „Friedliche Revolution“ nennen, auch ein „Sprachenwunder“ gewesen. Das fing weit vor 1989 an. Ich entsinne mich noch an den Augenblick Mitte der achtziger Jahre, als ich im „Neuen Deutschland“, dem Zentralorgan der SED, zum ersten Mal eine Rede von Michail Gorbatschow zur Lage in der Sowjetunion las. Zum ersten Mal eine offizielle Rede, die frei war von den üblichen Formeln und Selbstbeweihräucherungen, in der die Worte einen Spiegelung tatsächlicher Verhältnisse waren und nicht ideologische Verklärungen und interessegeleitete Verzerrungen. Zum ersten Mal ungekürzt im ND die Rede eines hohen Parteifunktionärs, der nicht nur sieht, was ist, sondern dafür auch die richtige Sprache findet. Das war revolutionär. Mir wurde bewusst: das bleibt nicht ohne Folgen, auch wenn ich nicht vor ferne an so etwas wie die „Wende“ von 1989 dachte. Wenn Wahrheit zur Sprache kommt, ändert sich was, über kurz oder lang. So war es.

Ähnlich ist es mir mit der Pastoralpsychologie gegangen als dem Ringen um eine neue Sprache der Existenz und des Glaubens: befreit von den ererbten Formeln, geprägt durch die persönlichen Erfahrung, eine Sprache, die den Gefühlen Raum gibt und in der der Glaube immer auch mit dem Zweifel ringt. Das Ringen um authentische Sprache ist nicht ersetzbar. Das hat mir auch sehr eingeleuchtet bei den eindrucksvollen Beiträgen dieses Instituts zum Gedenken an Joachim Scharfenberg vor zwei Jahren (vor allem von Christian Knuth und Redlef Neubert-Stegemann).

Das ist es dann auch, was mich an den Überlieferungen des frühen Wüstenmönchtums so anzieht, dass wahr, authentisch gesprochen wird.

Da war ein Bruder, der kam zum Abbas Serapion. Er klagte sich an, er sei ein Sünder und des Mönchskleides nicht würdig. Er wollte kein Gebet allein sprechen, sich nicht die Füße waschen lassen, wollte nicht essen. Da sprach der Abbas Serapion zu ihm: „Wenn du Nutzen haben willst, dann bleib in deinem Kellion. Achte auf dich und auf deine Handarbeit. Das Herausgehen bringt dir nicht den Nutzen wie das Stillsitzen.“ Als er das sagte, so heißt es, ärgerte er sich und sein Aussehen veränderte sich so, dass es der Alte bemerkte.“ Nun sprach der Vater Serapion zu ihm: „Bis jetzt hast du gesagt, ich bin ein Sünder und des Lebens nicht würdig. Nachdem ich dich aber in Liebe erinnert habe, bist du so wild geworden. Wenn du demütig sein willst, dann lerne mannhaft ertragen, was dir von andern zugebracht wird und halte an dich mit leeren Worten.“ Als er das hörte, fiel er dem Greis zu Füßen und ging dann mit großem Nutzen weg. (Serapion 4/ 878)

Der Abbas Serapion hat ein Gespür für die Wahrheit der Worte, er ahnt, dass der ihn besuchende Bruder die Einsamkeit des Kellions und damit die Selbstkonfrontation meidet. Das war der wunde Punkt, die demütig klingenden „Ich bin ein Sünder“-Anklagen – nichts als wohlfeile „leere Worte“.

Aber, und das ist die andere Seite, der betreffende Bruder kann ein „wahres“ authentisches Wort noch hören. Das ist viel. Es gibt andere die kommen, heißt es in einer anderen Überlieferung, nur um einen „Spruch“ zu hören, mit dem sie anderswo sich brüsten können. Der Abbas verweigert sich. Ein authentisches Wort braucht immer zwei, eine die es sagen und eine die es hören kann.

- Die Sorge um das *authentische Wort* ist eine sehr aktuelle Herausforderung an pastoralpsychologische Arbeit. Worte sind heute so wohlfeil, auch geistliche Worte, psychologische Weisheiten, religiöser Tiefsinn, therapeutische Plattheiten. Es ist ja alles mundgerecht aufbereitet und schmerzfrei konsumierbar. Das authentische Wort ist auch das verstörende, unbequeme, fremde Wort, das nicht leicht eingeht. Jeder ist zu beglückwünschen, dem mal ein solches „wahres“ Wort begegnet ist, an dem er/ sie zu arbeiten haben, vielleicht ein Leben lang. Es kommt immer aus dem Hören, und nicht selten aus der Stille. Pastoralpsychologische settings sind dafür eine gute Voraussetzung.
- Ich nenne hier noch eine andere, scheinbar entgegen gesetzte Herausforderung: das Engagement für eine *authentische Predigtsprache*. Wenn ich die heutige Homiletik-Szene betrachte, so stehen da zunehmend eher rhetorische Gestaltungsaufgaben im



Mittelpunkt. Die sind nicht unwichtig. Aber für mich ist doch eine erfahrungsbezogene Predigt, die Acht gibt auf die Hörer ebenso wie auf das predigende Ich von fundamentaler Bedeutung. Was soll ich auf eine Predigt hören, die nicht eine „eigenes Wort“ (Thielicke) hat. Für mich besitzt nach wie vor das KSA-Modell mit obligatorischer Predigtanalyse eine hohe Evidenz, aber es hängt natürlich nicht an einer bestimmten Methodik. Predigt heute setzt ein hohes Maß an Selbstauseinandersetzung mit dem Text und der eigenen Person voraus und zugleich eine sensible Wahrnehmung der Anderen, derer die kommen wie auch derer die fern bleiben. Das darf nicht verloren gehen.

#### 5. Für eine integrierte Spiritualität

Spiritualität – das ist nun ein richtiges Zauberwort. Kaum einer ist dagegen, aber selten verstehen zwei darunter dasselbe. Spiritualität, das kann etwas sehr geprägt Religiöses sein: regelmäßige geistliche Übungen, bis hin zu festen kommunitären Lebensformen. Oder es kann nur jener Hauch (pneuma) des Geistigen sein, das dem Erleben Tiefe verleiht – also von der Spiritualität des Sonnenaufgangs angefangen bis zur Spiritualität eines Abschieds. Oder es ist die Erfahrung von Stille, die die Seele berührt und öffnet. Die spirituelle Sehnsucht wächst bei vielen Menschen heute, es ist die Sehnsucht nach Bedeutung, nach Vertiefung, nach etwas Bleibendem. Und sie ist so verständlich angesichts der Atemlosigkeit unserer Arbeits- und Lebensverhältnisse und angesichts der Oberflächlichkeit unserer durchschnittlichen Konsum- und Unterhaltungskultur. Paradoxerweise kann Spiritualität auch selber zu einem Produkt werden, das man meint, als quickes Angebot zum Discounterpreis erwerben zu können. Notwendig sind, einfache, aber nicht billige Zugänge zu spirituellem Erleben.

Darum sollten sowohl pastoralpsychologische Ausbildung wie pastoralpsychologische Praxis in Seelsorge, Beratung und Supervision sich in der Tat kümmern. Hier hat sich kirchlich und gesellschaftlich einiges verändert. Im Osten waren wir immer schon etwas naiver und hatten es uns nicht nehmen lassen, auch bei pastoralpsychologischen Kursen fromme Lieder zu singen. Aber so ganz entsprach es nicht den Regeln der Kunst. Heute ist es anders. Die Befürchtung, spirituelle Handlungen und Gedanken könnten als Vermeidungsstrategien benutzt werden, verliert an Gewicht in einer Gesellschaft und auch in einer Kirche, in der Religiosität schon fast nicht mehr opportun ist. Wir sind weniger skrupulös, weniger gehemmt an dieser Stelle. Auch die Angst vor religiöser Indoktrination oder missionarischer

Übergriffigkeit in Seelsorge und Supervision schwindet. Wir müssen da wachsam sein, aber Übervorsicht ist selten begründet (wo sie begründet wäre, kommt – leider – pastoralpsychologisches Denken nicht hin!). Eher wären heute Ermutigungen zur Überwindung des religiösen Tabus angezeigt und Begleitung auf eigenen Wegen spiritueller Praxis.

In unserem Zusammenhang jetzt ist mir wichtig, nach einer pastoralpsychologischem Denken und Handeln angemessenen Spiritualität zu fragen.

Mir sind drei Aspekte wichtig:

- Es muss eine „*offene*“ *Spiritualität* sein, eine „Spiritualität der Fraglichkeit“. Ihre Praxis ist eher tastend und suchend, nicht possessiv und belehrend. Es darf ruhig etwas im Spiel sein vom Geist der Mystik. Ich illustriere, was ich meine, mit einer kleinen Anekdote (gefunden bei Peter Gottwald): Viktor von Weizsäcker sagte einmal beim Abschied zu Freud, dass er „im Nebenamt wohl auch etwas Mystiker“ sei. Darauf Freud mit einem geradezu entsetzten Blick: „Das ist ja furchtbar.“ W. einlenkend: „Ich will damit sagen, dass es auch etwas gibt, was wir nicht wissen“, worauf Freud: „Oh, darin bin ich ihnen über!“ Freud wird darüber natürlich nicht zum Mystiker! Wichtig ist für Spiritualität im Kontext pastoralpsychologischer Vollzüge (und natürlich nicht nur dort) die Haltung des Nichtwissens, des Fragens, des Ahnens, des Suchens, vielleicht auch des Probierens ist. Ich spüre zunehmend Unbehagen bei allzu selbstgewissen Einladungen nach dem Motto: „Kommt in unsere heiligen Räume!“
- Es geht um eine „*integrierte*“ *Spiritualität*. Also das Thema ist nicht der geistliche Rahmen eines Seelsorgekurses, darüber muss nicht gehandelt werden. Es geht um die spirituelle Dimension der pastoralpsychologischen Arbeit selbst. Ich danke da besonders an den Aspekt von Selbsterfahrung, womit ja immer wieder auch viele Teilnehmer von Kursen Probleme haben. Selbsterfahrung, in welcher Form sie auch angeregt wird, ist unverzichtbar, aber fragen wir zugleich auch nach der geistlichen Perspektive, nach dem „*coram Deo*“ unserer Menschlichkeit? Ich komme noch mal auf den Abbas Pöimen zurück, von dem es heißt: „Wenn er in die Versammlung (synaxis) gehen wollte, setzte er sich für sich allein und prüfte (diakrion) seine Gedanken eine Stunde. Und so ging er dann fort.“ (32/ 606) Pöimen arbeitete mit sich allein, das war Selbsterfahrung, vermutlich hart, wenig beschaulich – und sie geschieht zugleich in einem geistlichen Kontext. Wie integrierte Spiritualität dann in

pastoralpsychologischer Arbeit aussieht, darüber müssen wir uns sicher noch intensiver austauschen.

- Dazu beitragen könnte die *theologische Reflektion* pastoralpsychologischer Arbeit, die ihrerseits dann auch ein Aspekt pastoralpsychologischer Spiritualität wäre. Dieter Seiler meint, „Pastoralpsychologie“ sei „Realisierung von Theologie“. Im Grunde brauche man wohl eine „eigene Theologie“, das verstehe ich so: eine Theologie, die aus Erfahrungen kommt und zu Erfahrungen führt: Theologie für die Praxis. Das bedeutet: Theologie, die sich nicht als Legitimationswissenschaft versteht und die auch nicht nur eine fromme Adaption psychologischer Erkenntnisse betreibt, sondern die selbst eine konstruktive Hilfe darstellt für Seelsorge und Supervision, also selbst zu einem entscheidenden Faktor der Beratung wird wie auch beispielsweise der Fallanalyse. Theologie müsste von daher wieder stärker in das Zentrum pastoralpsychologischer Praxis gerückt werden. Das ist unbedingt notwendig, und es schließt natürlich hermeneutische Anstrengungen ein. Daran müssen wir arbeiten. Spiritualität gedeiht, wo auch Theologie einen Ort hat.

Ich denke, wenn in der pastoralpsychologischen Arbeit eine Spiritualität des Suchens, der Einbeziehung und der fachlichen Reflektion im Blick bleibt, dann stellt sich nicht die Frage, ob Seelsorgeausbildung auch „geistliche Begleitung“ ist. Sie ist es (auch wenn sie sich aus gutem Grund nicht so nennt) und sie ist darin nicht ergänzungsbedürftig. Als Alternative für eine pastoralpsychologische Seelsorgeausbildung ist „geistliche Begleitung“ nicht zu gebrauchen, als eine Herausforderung zur pastoralpsychologischen Profilschärfung darf man die gegenwärtige Diskussion um „geistliche Begleitung“ in der evangelischen Kirche freilich durchaus begrüßen.

Auch dies bringt der „wind of change“ mit – wie vieles Andere, von dem ich zu sprechen versuchte und wovon noch zu sprechen wäre.

Man darf sich von ihm ein Stück vorwärts treiben lassen, gegebenenfalls muss man sich ihm in den Weg stellen und dafür Sorge tragen, dass nichts, was uns wichtig ist, „vom Winde verweht“.